

Zeitschrift: Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins =
Organe centrale de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Herausgeber: Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein

Band: 8 (1920)

Heft: 11

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zentralblatt

des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins
Organe central de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Erscheint am 20. jedes Monats

Motto: Gib dem Dürftigen ein Almosen, du hilfst ihm halb —
Zeige ihm, wie er sich selbst helfen kann, und du hilfst ihm ganz.

Abonnementspreis: Jährl. Fr. 2; Nichtmitglieder: Fr. 3.50, bei Bestellung durch die Post 20 Cts. Zuschlag
Inserate: Die einspaltige Nonpareillezeile 20 Cts.

Adresse für Abonnemente und Inserate: Buchdruckerei Bächler & Co., Bern.

Adresse der Redaktion: Frau Dr. J. Merz, Depotstrasse 14, Bern.

Mitglieder des Redaktionskomitees: Frl. Berta Trüssel, Bern; Frl. Dr. Sommer, Ralligen;
Frau Dr. Zollinger, Zürich.

Inhalt: Die Frau in der sozialen Arbeit (Schluss). — Aus dem Zentralvorstand. — Aus den Sektionen. — An die bernischen Sektionen des schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins. — Bild von Mme Chaponnière-Chaix in Genf. — Generalversammlung des Bundes der schweizerischen Frauenvereine in St. Gallen. — Tagebuchblätter einer Krankenschwester (Fortsetzung). — Das Mädchen. — Ein gutes Buch als Festgeschenk. — Inserate.

Die Frau in der sozialen Arbeit.

Vortrag von Frl. Dr. med. Ottiker, gehalten in der Jahresversammlung 1920 in Luzern.
(Schluss.)

Eine ausserordentlich vielversprechende Aufgabe hat sich der Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften zusammen mit der Schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft gestellt, nämlich die Gründung von Gemeindestuben und Gemeindehäusern. Sie will den Menschen das wieder geben, was ihnen genommen worden ist: das Gefühl, einen Ort zu besitzen, wo ihnen geistige Nahrung und Gemütlichkeit geboten wird, was sie in der Enge und Trostlosigkeit des eigenen Heimes nicht mehr fühlen. Ein glückliches Familienleben ist eine Hauptbedingung für das Gedeihen des Staates. Die Familie ist der Herd, wo das seelische und körperliche Wohl der jetzigen und zukünftigen Generation gepflegt werden muss. Der Familienvater, dessen Heim ungemütlich ist, wird eher dem Alkohol verfallen und so nicht nur die eigene Familie ruinieren, sondern auch ein Krebschaden sein für die Allgemeinheit. Die Frau, die nicht versteht, einen Haushalt zu führen oder nicht die Möglichkeit dazu hat, gefährdet das Wohl des Mannes und der Kinder. Die sittliche und körperliche Not unserer Jugend hat als Grundursache ein zerrüttetes Familienleben. Unsere Prostituierten rekrutieren sich zum grössten Teil aus Menschen, deren Jugend in trostloser Verlassenheit verlief. Wäre es da nicht eine kleine Befreiung von vielen selbstanklagenden Gedanken, wenn es uns gelingen würde, im Gemeindehaus dem Volke den Sinn für Familienleben zu wecken, ihrem Leben einen edlern Inhalt zu geben, indem wir sie bekannt machen mit einem Leben, das lebenswert ist. Von der Persönlichkeit der Leiterin hängt ein Grossteil des Erfolges ab, sie muss Frau und Mutter im vollsten Sinne des Wortes sein, sie muss verstehen, dass auch im Volk ein ge-

wisser Hunger nach seelischer Nahrung besteht und sie muss verstehen, denselben zu befriedigen. In diesem Sinne könnte der Gemeindestube eine hohe kulturelle Bedeutung zufallen. Es ist nicht zu übersehen, dass ein Grossteil des sozialen Hasses gerade bei der jungen Generation ihre Wurzel nicht in der finanziell bedrängten Lage hat, sondern in der Sehnsucht nach der verfeinert geistigen Lebensart der Besitzenden. Seit der Achtstundentag in den meisten Betrieben eingeführt ist, bleibt den Arbeitern sehr viel Zeit übrig, die sie unbedingt nützlich anwenden müssen, wenn diese neue Errungenschaft den Arbeitern nicht zum Fluche werden soll. Da ist es wieder die Gemeindestube, die durch Kurse, Vorträge, eine gutgeleitete Bibliothek die Arbeitenden fördern kann. Für die Jugendlichen muss ein ausgedehnter gewerblicher Unterricht die Stunden ausfüllen. Wir dürfen auch nicht vergessen, dass im Volke ein ausgeprägter Sinn für Belustigungen und Unterhaltung wohnt, und dem Gemeindehaus liegt mit die Pflicht ob, dieses Bedürfnis in gesunde Bahnen zu leiten. Die jetzigen Vergnügungsgelegenheiten für das Volk stehen auf einer so tiefen Stufe — denken wir nur an die Kinovorstellungen — das die gebildeten Kreise unbedingt auf eine Veredelung hinzielen müssen. Dadurch, dass wir im Gemeindehaus Vorstellungen, bei denen die Gemeindehausmitglieder selbst mitwirken sollen, dass wir ihnen Konzerte veranstalten, Tanzvergnügungen arrangieren mit alkoholfreiem Betrieb, haben wir es eher in der Hand die Leute unsern Ideen zugänglich zu machen. Wir dürfen nie vergessen, dass Kriminalität und Unsittlichkeit an Samstagen und Sonntagen ihren Höhepunkt erreichen.

Es sind einzelne Berufe, die besonders der Gefahr der Verflachung und innern Verödung ausgesetzt sind, so der Beruf der Fabrikarbeiter. Das beständige stumpfe Arbeiten an der Maschine in heissen überfüllten Räumen ruft eine geistige und körperliche Schläffheit hervor. Und es ist unbedingt notwendig, dass wir versuchen, ihren Stand zu heben. In aller erster Linie sollen wir ihnen als Ausgleich dafür, dass sie einen Hauptteil des Tages in dumpfen Fabrikräumen zubringen, schöne und hygienisch einwandfreie Wohnungen bieten. Es war ja schon früher der Fabrikherr oft besorgt für seine Arbeiter, indem er grosse Wohnkasernen hinstellen liess, gewöhnlich wurde aber daran die Bedingung geknüpft, dass nicht nur die Eltern, sondern auch die Kinder sich dem Frondienst der Fabrik zu unterziehen haben. Heute bestehen teilweise schon mustergültige Arbeiterwohnungen, wo jede Arbeiterfamilie ein eigenes Häuschen besitzt, das den modernen Anforderungen an Hygiene entspricht, und wozu immer ein Garten gehört, indem sich die Familie in gesundester Betätigung selbst zum Nahrungsunterhalt beitragen kann. Für unverheiratete familienlose Fabrikarbeiter und -arbeiterinnen müssen Heime geschaffen werden, wo ihnen durch die Vorsteherin eine Art Familienleben gesichert werden könnte. Wir haben ja wohl alle gerade bei Fabrikarbeitern das Gefühl, dass sie Seele und Leib hingeben an eine Arbeit, die von den Bedürfnissen unserer Kultur verlangt wird und deshalb haben wir auch die Verpflichtung für diese Menschen insbesondere zu sorgen. In Deutschland ist die Institution der Fabrikpflegerin eingeführt worden. Es ist gewöhnlich eine Schwester oder eine beruflich ausgebildete Fürsorgerin. Sie hat die Pflicht, sich dem körperlichen und geistigen Wohl der Fabrikarbeiterin anzunehmen, Wünsche, Klagen, Beschwerden entgegen zu nehmen, über das Benehmen, die Ordnung, die Sauberkeit in der Fabrik zu wachen, bei Krankheitsfällen die betreffenden zu besuchen, einen Einblick in das Leben der Familien zu gewinnen und da auch bis zu einem gewissen Masse Kinderfürsorge

zu treiben. Der Erfolg dieser Einrichtung hängt zum grossen Teil wiederum von der Persönlichkeit dieser Fürsorgerin ab. Neben einer guten Intelligenz und einem warmen Herzen für das Wohl und Wehe dieser Schutzbefohlenen braucht es viel Takt, Sicherheit, Vertrautheit mit den örtlichen Verhältnissen und Vertrautheit mit den Gesetzen über Arbeiterschutz, Versicherung und Gewerbshygiene. Die Anstellung einer Fabrikpflegerin hängt natürlich ab vom persönlichen Entgegenkommen des Fabrikherrn, die in grossen Fabrikbetrieben selbst eine Fabrikpflegerin anstellen oder wenigstens ihre Tätigkeit erlauben würden. Es ist der Gedanke zu erwägen, ob nicht von einem Verein aus eine Fabrikpflegerin angestellt werden könnte, welche die Fürsorge in mehreren Fabriken übernehmen würde. Das Problem verdient unsere Förderung, weil die Einrichtung von ausschlaggebender Bedeutung werden kann, um den kulturellen und moralischen Zustand der Fabrikarbeiterin zu heben.

Es ist insbesondere noch der Kellnerinnenberuf, der unsagbar viel weibliches Elend und weibliche Erniedrigung in sich birgt. Ich weiss genau, dass wir fast alle mit einem gewissen Missbehagen an die Frau, die diesen Beruf ausübt, herantreten, und wir vergessen dabei, dass sie sich nicht immer freiwillig beschmutzen lassen. Ein Grossteil derselben ist eben in Anschauungen gross geworden, wo ihnen nicht gezeigt wurde, dass das Edelste der Frau ihre Reinheit ist. Wir haben auch jetzt noch in unsern besten Restaurants die jeder Menschenwürde spottenden Verhältnisse, dass die Kellnerinnen keinen Lohn bekommen, sondern auf die Trinkgelder angewiesen sind. Dass die Kellnerinnen sich durch ein möglichst gefälliges Wesen ein möglichst grosses Trinkgeld verschaffen wollen, ist wohl verzeihlich. Wenn sie dann noch, wie in den sogenannten Animierkneipen mehr oder weniger gezwungen sind, mitzutrinken und ihre körperlichen Reize spielen zu lassen, so versteht man wohl das entsetzliche Elend, das in dieser Berufsklasse blüht. Als Aerztin weiss ich, dass wenige ihre Frauenreinheit haben bewahren können. Geschlechtskrankheiten, die zu langwierigen Beschwerden führen, ruinieren die körperliche Gesundheit; ihre seelische und moralische Gesundheit sinkt bei dieser Art Leben immer mehr und mehr. Ich bin erschüttert, wenn ich bei diesen Mädchen sehe, wie sie so oft nach einem guten Wort lechzen und nach Verständnis hungern, wenn es ja auch nicht ohne weiteres möglich ist, sie dem Sumpf zu entreissen, da ihre sittliche Kraft zu einem andern Leben nicht mehr hinreicht. Wir haben in den Wirtschaftsreformen, wie sie die alkoholfreien Wirtschaften einführen, einen Boden, auf dem wir weiterbauen müssen. Es ist Pflicht von uns, uns aufs entschiedendste dieser Sache anzunehmen, da sie ja nicht nur eine Besserstellung der Kellnerinnen bezweckt, sondern auch unsern Männern und Söhnen hilft, manche Klippe zu vermeiden, über die sie straucheln könnten.

Wir müssen mit Nachdruck darauf hinwirken, dass von Gesetzes wegen die Kellnerinnen einen Lohn bekommen, der es ihnen ermöglicht, ihrem Stande gemäss zu leben und für ihr Alter etwas beiseite zu legen. Gegen das Trinkgelder-Unwesen müssen wir durch eine allgemeine Initiative vorgehen. Die Kellnerinnen sollten sich möglichst organisieren, durch einen nähern Zusammenschluss wird ihr Standesbewusstsein gehoben, und es wird so eher möglich, sie durch Weiterbildung zu beeinflussen.

Ein weiteres Gebiet, das dringend der Frauenfürsorge bedarf, ist das Prostituiertenwesen. Ich bin weit davon entfernt, Mädchen zu verdammen, die sich ihr Liebesglück ausserhalb der Ehe suchen. Es sind oft die Verhältnisse,

die ihnen verwehren, ihre Sehnsucht nach Glück und Liebe in der Ehe zu finden; oft ist es ein Mangel an Erkenntnisfähigkeit über die Schritte, die sie tun, oft ist es ein unbezwingbar starker, angeborener Sexualtrieb, der diese Unglücklichen auf die Strasse treibt. Vergessen wir nie, bei Beurteilung der Verhältnisse, dass es dem Mädchen der bürgerlichen Gesellschaft durch den Schutz in der Familie ein leichtes ist, sich seine Reinheit zu bewahren, nicht aber dem Mädchen, das, in die Welt hinausgeworfen, alleinsteht und jeder Versuchung preisgegeben ist. Ich habe bei unendlich vielen Prostituierten, mit denen ich als Aerztin zusammenkam, nicht den Eindruck gehabt, als ob sie innerlich verkommen wären. Ich habe sehr oft überaus verträgliche, freundliche und sehr hilfsbereite Menschen unter ihnen gefunden. Ich musste mir immer wieder, bei Anhörung ihrer Lebensgeschichte, sagen, dass wir alle mitschuldig sind an diesen Schicksalen. Hätte ein Mensch ihnen in ihren Entwicklungsjahren zur Seite gestanden, hätten sie nicht hungern müssen nach einem guten Wort, so hätten wohl viele unter ihnen ihre Würde nicht vergessen. Und was noch weit schlimmer ist, wären die Lohnverhältnisse von manchen Ladenangestellten, von Fabrikarbeiterinnen, von Kellnerinnen und Dienstboten andere, so hätten sie nicht ihren Leib verkaufen müssen, um der grinsenden Not zu entgehen. Kann es ein tragischeres Schicksal geben, als eine Mutter, die sich um Geld gibt, um ihre Kinder vor Hunger zu bewahren? Und es hat während dem Krieg in den Städten hunderte solcher Mütter gegeben, und es gibt sie jetzt noch. Das Prostituiertenwesen ist eine Seuche am Volkskörper, das Prostituiertenwesen ist das Demütigendste, was das Frauengeschlecht erfahren kann. Wenn wir Frauen alles versuchen, um hier Aenderung zu schaffen, so ist das nicht nur von unendlichem Wert für das Volkswohl, es ist auch ein Werk, das wir unserer Würde als Frau schuldig sind. Ich bin mir wohl bewusst, dass dieser Kampf gegen die Prostitution ein unsagbar schwieriger ist. Sie ist so tief mit der männlichen Anschauung über das Geschlechtsleben verankert, dass eine Reform fast unüberwindbaren Hindernissen begegnet. Bevor sich der Mann zu einer andern Einstellung der Frau gegenüber durchgerungen hat, solange wird die Prostitution auch nicht wegzuschaffen sein. Jetzt können wir vorläufig nur mit Macht darauf hinarbeiten, dass die private Fürsorge sich der besonders Gefährdeten annimmt. Uneheliche Mütter, für welche die Versuchung, in die Arme der Prostitution zu fallen, besonders gross ist, sollen möglichst beraten und geschützt werden. Verwahrloste, gefährdete Töchter und solche, die ihre volle Urteilsfähigkeit nicht haben, sollen in Anstalten untergebracht werden. Die Wohnungsverhältnisse für Unverheiratete sollen möglichst gute sein und Familiencharakter haben und eine intensive Arbeitslosenunterstützung und Arbeitsvermittlung soll die Aermsten davor bewahren, sich zu verkaufen. Auf den Polizeistationen sollen Fürsorgefrauen angestellt sein, die helfend und beratend eingelieferten Prostituierten zur Seite stehen und ihnen das Zurückkehren in gesunde Verhältnisse ermöglichen. Die Frauen sollen versuchen, einen Einfluss zu bekommen auf die Wirtschaftsgesetze, dass die Lokale möglichst frühzeitig geschlossen werden, dass die Anmierkneipen aufgehoben werden, dass die Lohnverhältnisse der Kellnerinnen gute sind, dass das Mittrinken der Kellnerinnen verboten ist, ferner sollten wir Einfluss gewinnen, dass schlüpfrige Literatur und schlechte Kinos, die die Volkseele vergiften, verschwinden. Man streitet sich jetzt noch in ärztlichen Kreisen darüber, ob die Ansteckungsfolgen der Prostitution geringere seien — wenn dieselben in bestimmten Häusern kaserniert oder indem man sie reglementiert,

d. h. die Prostitution auf der Strasse durch Kontrollkarten unter Aufsicht steht, oder wenn jede gesetzliche Aufsicht unterbleibt. Man hat aber die Erfahrung gemacht, dass die vom Staate überwachte Prostitution, die wilde nicht aufhebt. Für uns Frauen ist es wohl ein peiniger Gedanke, dass der Staat sich dazu hergibt, diesen unglückseligen Auswuchs im Volksleben durch Gesetze zu sanktionieren, um so mehr, als die Erfahrung zeigt, dass die Geschlechtskrankheiten dadurch nicht eingedämmt werden. Ich habe zum Schluss noch die Aufgabe, Ihnen über das jüngste Kind der Fürsorgetätigkeit, die Altersfürsorge zu berichten. Wenn Sie einmal ein sogenanntes Armenhaus auf dem Lande besucht haben, so ist es Ihnen sicher mit Zentnerschwere auf die Seele gefallen, dass der Aufenthalt in diesem Haus nun das Endschicksal eines oft arbeitsreichen und ehrbaren Lebens sein soll. Wenn Sie Greise getroffen haben, die von ihren Gemeinden um ein möglichst geringes Entgelt an die Familien verkostgeldet waren, und denen jeder Tag eine neue Demütigung brachte, so hat sich wohl in Ihnen ein bitteres Gefühl geregt. Wir alle haben vielleicht einmal aus einem zitternden, zahnlosen Munde die flehenden Worte gehört: Nur nicht an die Gemeinde fallen, nur nicht ins Armenhaus kommen. Die Schaffung von freundlichen, netten Altersasylen in den einzelnen Gemeinden oder Bezirken bringt wohl etwas würdigere Verhältnisse für die alten Leute. Wenn immer möglich sollen die Asyle mit einer Landwirtschaft verbunden sein, wo sich die alten Leute noch betätigen können. Die Arbeit ist auch für Greise eine absolute Notwendigkeit, nur wenn sie irgend etwas zu sorgen haben, nur wenn ihnen für irgend etwas eine Verantwortung übertragen wird, können sie sich ihre für das Leben so nötige Selbstachtung erhalten. Im Hause selbst soll Massenbetrieb möglichst vermieden werden und der Familiencharakter in den Vordergrund treten, da es für alte Leute schwierig ist, sich einer Reglementierung zu unterziehen. Eine idealere Zustand wäre natürlich der, wenn die alten Leute in Familien aufgenommen werden könnten, wo sie als Familienglieder behandelt würden.

Pro Senectute, diese Stiftung der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft will sich dieses Zweiges der Fürsorge speziell annehmen, und es ist sehr zu wünschen, dass die Frauen mit ihrem Sinn für Nächstenliebe sich auch bei der Lösung dieser Frage betätigen. Sobald die staatliche Invaliden- und Altersversicherung in Kraft tritt, wird das Gespenst der Armut weniger schwer auf den Seelen der alten Leute lasten.

Kein anderes Gebiet menschlichen Schaffens bedarf so dringend der Frau, wie die soziale Arbeit. Denn die soziale Arbeit verlangt gerade die menschlichen Seiten, die in der Frau mehr ausgeprägt sind wie beim Manne. Indem jede Frau sich ihrer Aufgabe der Allgemeinheit gegenüber bewusst wird und ihr ganzes Sein dareinlegt, ihre Pflicht zu erfüllen, wird die Frauenwelt zeigen können, dass sie beim Aufbau einer neuen Kultur dem Manne ebenbürtig ist. Wir werden aber nur würdige Arbeit leisten, wenn wir sie mit allem Ernst erfassen und wenn wir eigene Wege finden, die dem Frauencharakter entsprechen. Die sozialen Frauenschulen werden mit dazu beitragen, die soziale Werktaetigkeit der Frau auf fruchtbare Wege zu leiten. Soziale Arbeit ist Ausgleich der allzuschroffen Klassengegensätze, und vielleicht ist die Frau fähig, die dem geordneten Staate nun so gefährlich werdenden Klassenunterschiede zu mildern und die Klassenbewegung, die das Wohl aller Staaten so schwer zu schädigen droht, in ruhigere, entwicklungsfähigere Bahnen zu leiten.

Wenn das Endziel auch noch in weitester Ferne ist, so wollen wir trotzdem bei der Kleinarbeit nicht verzagen. Es ist mit eine Charaktereigenschaft der Frau, dass sie über aller Verstandeseinsicht dem Gefühl folgt, dass sie an ewige Werte und an ewige Gerechtigkeit glauben lässt.

Aus dem Zentralvorstand.

1. Am 1. November fand in Zürich die **Diplomierungsfeier der Schülerinnen unserer Pflegerinnenschule** statt. Fräulein Dr. Ottiker berichtete über die stattgefundenen Examen, die zur Zufriedenheit der Prüfungskommission ausgefallen waren. Es war eine gute Klasse, die Leistungen gut bis sehr gut. Auch der Bericht über das Spital lautete sehr günstig. Die Betten sind voll besetzt. Frau Dr. Bosshardt sprach im Namen der Kommission und Frau Oberin Gaule richtete warme Worte der Ermahnung, sich stets des schönen aber schweren Berufes würdig zu zeigen, an die scheidenden Schülerinnen. In der *Haushaltungsschule* in Zürich soll den scheidenden Schülerinnen noch Gelegenheit geboten werden, einen *Kochkurs für Krankenküche* zu besuchen. Diese von Fräulein Dr. Ottiker eingeführte Neuerung wird den Schwestern in der Pflege von grossem Wert sein.

2. In der **Gartenbauschule in Niederlenz** amtet seit 1. Oktober der neue Leiter für Gartenbau, Herr Hurni aus Zürich. Er hat nicht nur die Leitung der praktischen Arbeiten übernommen, sondern wird auch verschiedene theoretische Fächer selbst geben.

3. **Beiträge** sind eingegangen: Turbental Fr. 10 für die Schweizerwoche, Schwarzenburg Fr. 20 für Vorarlberg. Für die Wiedereinbürgerung schickten Montreux Fr. 10, Brienz Fr. 10.

4. Wir möchten die Präsidentinnen ersuchen, bei Einzahlung in den Postcheck auf der Rückseite anzugeben, für welchen Zweck ihr Geld geschickt wird. Den Sektionen, die auf Weihnachten mithelfen, **die Kinderstube** neu auszustaffieren, herzlichen Dank. Wir werden später noch den Einzelnen danken.

Im Namen des Zentralvorstandes,
Die Präsidentin: **Berta Trüssel.**

Aus den Sektionen.

Luzern. Unsere Kinderstube. — Der kantonale gemeinnützige Frauenverein Luzern hat diesen Sommer eine Kinderstube in Betrieb gesetzt, die dazu dienen soll, den ärmsten aller Kinder, solchen, die aus ungesunden Familienverhältnissen sofort entfernt werden sollten, oder die verlassen, verschüpft, verstossen sind, einen Unterschlupf zu gewähren, bis es gelingt, ihnen Pflegeeltern zu finden oder sie endgültig an einem geeigneten Ort unterzubringen. — Zu dem Gedanken angeregt wurden wir durch Fräulein Sophie Stocker, die durch ihre Tätigkeit in der Kinderfürsorge schon einen tiefen Einblick in Kinderelend gewinnen konnte. Unermüdlich und unerschütterlich stellte sie uns immer wieder die Notwendigkeit einer solchen Stube oder Durchgangsheimes vor. Wohl waren wir auch bald von der Nützlichkeit eines solchen Zufluchtheimes überzeugt, und alle Sektionen des ganzen Kantons waren sich darin einig, aber lange fragten

wir uns, mit was für Geldmitteln wir es ins Leben stellen könnten. Sollten wir mit Sammeln beginnen und warten, bis wir ein hübsches, rundes Sümchen beieinander hätten, das uns erlauben würde, das Heim wohnlich und hygienisch auszustatten und kummerlos dem Betriebe zu übergeben? — Ach, bei den jetzigen teuren Zeiten hätte es eine recht grosse Summe gebraucht und gewiss hätten wir Jahre lang sammeln müssen, bis wir sie beieinander gehabt hätten. Nein, sagten wir uns, unterdessen darben so und so viel Kinder weiter und gehen dem sicheren Verderben entgegen, und nach einer sehr stürmischen und hitzigen Beratung, wo wir alle heisse Köpfe kriegten, sprach unsere energische Präsidentin das erlösende Wort: Wagen wir es ohne Geld!

Der tit. Stadtrat kam uns soweit entgegen, dass er uns eine kleine Wohnung im alten Bürgerspital zur Verfügung stellte, ein Verein der Kinderfreunde, der sich unterdessen bildete, verband sich mit uns insofern, dass er uns finanziell unterstützte und für uns ältere Möbel, hauptsächlich Betten sammelte und uns auch in der Verwaltung durch zwei Mitglieder hilft. — Eine tüchtige Krankenschwester wurde engagiert, und so eröffneten wir kühn anfangs August die Kinderstube. Schon nach 14 Tagen war sie voll besetzt und seither ist sie es fast immerzu. Das beste Zeichen, wie dringend notwendig ihre Errichtung war. Von der Vormundschaft werden uns beständig Kinder zugewiesen, aber ihr endgültiges Versorgen ist jedenfalls der schwerste Teil des Unternehmens. Wir hoffen da sehr auf die Mitarbeit unserer Sektionen, die uns helfen werden, auf dem Lande mildtätige Menschen ausfindig zu machen, die bereit wären, so ein Kind aufzunehmen und zu erziehen. — Wir haben bis jetzt fast immer 12—14 Kinder. Einzelne sind seit dem ersten Tage da. Andere bleiben nur kurze Zeit. — Für die hübsche, kleine Ungarin, deren Mutter von einem Tag auf den andern verschwand und das Kind schutz- und geldlos in fremdem Lande sitzen liess, fanden sich bald Pflegeeltern, aber wer will sich der beiden elenden Säuglinge erbarmen, die, von Trinker-Eltern erblich schwer belastet, schwächlich und elend in unsern Wiegen liegen und trotz aller Pflege nicht vorwärts kommen wollen? Wie schwere Gedanken kommen einem bei ihrem Anblick, während sie selber sorglos schlummern und uns beim Erwachen vertrauensvoll anlächeln.

Gaben sind schon viele geflossen, aber es braucht auch noch unendlich viel. Ich muss sagen, dass ich recht bekümmert war, als ich einige Tage vor der Eröffnung durch die kahlen, kahlen Räume ging und z. B. die Küchenausstattung musterte, die, sage und schreibe, aus zwei ganzen Pfannen und einer Kaffeemühle bestand. Besondere Mühe machen uns Kleider und Wäsche, denn die Kinder kommen oft in einem ganz trostlosen Zustand an. Wir haben nun einen Nähnachmittag eingerichtet, wo hauptsächlich geflickt und aus Altem „Neues“ gemacht wird. — Alles in allem, die Stube ist im Betrieb; sie ist einem grossen Bedürfnis entsprungen, und wir sind alle guten Mutes. Wir sagen uns immer, so lange es *glückliche Mütter* gibt, muss es auch gütige Herzen geben, die der armen, verschüpften, Heimatlosen gedenken. A. St.

Oberburg. Jahresbericht 1917/20. Nach längerem Stillschweigen will auch unsere Sektion gedrängten Aufschluss über ihre Tätigkeit während der schweren Kriegs- und Kriegsfolgezeit geben.

Unsere grösste Tätigkeit entfaltet sich immer in der Fürsorge für unsere armen Schulkinder und Wöchnerinnen. Im Winter wird regelmässig wöchentlich ein Nachmittag zur Anfertigung von Strümpfen, Hemden und Kleidungsstücken

aller Art verwendet, (auch Umarbeiten von ältern Sachen), so dass alle Weihnachten gegen 300 Gaben verabreicht werden können.

Im weitem haben wir uns beteiligt an der Sammlung für *Soldatenwohl* mit Beiträgen von 2 mal 20 Fr., für die *Kriegswäscherei in Bern* mit Fr. 240., für die *Anstalt Heiligenschwendi* mit Fr. 744. An unsere *Ferienversorgung*, bei welcher auch Mitglieder unseres Vereins tätig sind, leisten wir einen jährlichen Betrag von Fr. 20.

Der *Notleidenden in den Nachbarländern* wurde auch gedacht. So konnten nach Vorarlberg 388 Stück Kinderwäsche und 10 Fr. in bar und an das ungarische rote Kreuz 46 grössere Kleidungsstücke und Fr. 57 verabreicht werden.

Unsere letzte Spende galt dem *Säuglings- und Mütterheim* in Bern.

Zur *Diplomierung* treuer Dienstboten konnten wir sechs Personen anmelden.

Heimarbeit konnten wir bei 20 dürftigen Frauen verschaffen, durch Anfertigung von 300 Paar Militärsocken und 100 Paar im Auftrage des schweizerischen roten Kreuzes.

An der Versammlung im März 1920 wurde beschlossen, der Amtssektion Burgdorf für *Kinder und Frauenschutz* beizutreten.

Unsere letzte Arbeit gilt der Anstellung und Ueberwachung einer *Gemeindekrankenschwester*. Ein mehrgliedriger Vorstand wird derselben mit Rat und Tat beistehen zum Wohle unserer armen Kranken. Hierin werden wir weitherzig von der Gemeindegasse unterstützt. Von einem unserer Mitglieder wurden unserer Kasse in hochherziger Weise Fr. 100 als Einbürgerungsgeschenk gespendet und von einer weiteren Gönnerin Fr. 200.

Vorträge wurden in unserer Mitte gehalten von Frl. Züricher aus Bern über „das Frauenstimmrecht“, woran sich eine rege Diskussion schloss, und von Frl. Zehnder, Bern, über „die Kochkiste und deren praktischen Nutzen“. Es wurden Kisten und Körbe angefertigt und „probiert“ und die Teilnehmerinnen auf die Dauer der Vorkochzeit aufmerksam gemacht.

Leider haben wir auch den Tod unserer langjährigen Kassiererin Frau Dellsperger zu beklagen, die unermüdlich dem Verein neue Mitglieder und Hilfsquellen zu erschliessen wusste.

R. St.

Solothurn. Jahresbericht. Das Jahr 1919 begann für unseren Verein damit, dass drei Krankenpflegekurse organisiert wurden, die eine rege Beteiligung erfuhren. Im Mai wurde der erste Hausfrauenabend abgehalten, und seither fanden solche Abende immer wieder statt und waren meist gut besucht. Es wurden Themata besprochen, die im Wirkungskreis der Frau liegen.

Die Sektion beteiligte sich an der Sammlung für die Föhnbeschädigten und an der Wäschesammlung für Wien; beide Sammlungen zeitigten ein gutes Resultat.

Mit der Ablieferung von 1600 Paar Socken fand die Heimarbeit ihren Abschluss; deren Ausfall wird sehr bedauert.

Die Hauptarbeit brachte der Juni mit der Frage der Errichtung eines alkoholfreien Gasthauses. Es war allen bekannt, dass zu wenig alkoholfreie Speiseanstalten in Solothurn vorhanden waren. Kaufobjekte waren zu nicht ungünstigen Bedingungen zu haben. Wollte der Verein an die Aufgabe herantreten, so war es jetzt der richtige Moment. In zahlreichen Sitzungen wurde die Frage behandelt und beraten; die in Betracht fallenden Häuser wurden besichtigt, endlich eines in Aussicht genommen und die Finanzierung besprochen.

So rückte die Verwirklichung des Planes immer mehr heran, Ermunterungen kamen, und in einer ausserordentlichen Generalversammlung wurde der Kauf des Gasthauses zum Hirschen beschlossen. An den Arbeiten des Einkaufens, Einrichtens, Überwachen der Reparaturen beteiligten sich die Aktivmitglieder rege und mit voller Hingabe. Ein Basar zugunsten des Gasthauses fand statt und verschaffte uns in überraschender Weise noch das fehlende Geld. Am 20. November wurde das Gasthaus dem Betrieb übergeben. Schon bald nahm seine Besucherzahl zu und zeigte dadurch, dass die Einrichtung einem Bedürfnis der Bevölkerung entsprach.

Die Errichtung eines alkoholfreien Gasthauses brachte die Wahl einer Spezialkommission mit sich. Infolgedessen wurde auch die bisherige Krippen-Subkommission in eine Spezialkommission umgebildet; es schieden dadurch einige Vorstandsmitglieder aus derselben aus. Somit fand eine innere Umänderung und Neuorganisation des Vorstandes statt. Möge die Zukunft diese Änderung gutheissen.

Die Ferienversorgung der Schweizerkinder brachte ebenfalls viel Arbeit, aber auch viel Freude. Zahlreich waren die Gesuche der erholungsbedürftigen Kinder, zahlreich die Erfahrungen, die gesammelt werden konnten und erfreulich die Zahl der angemeldeten Freiplätze. Manches, das noch getan werden sollte, musste auf spätere Jahre verschoben werden, damit die gegenwärtigen Aufgaben zu ihrem Recht gelangen konnten.

Durch den Tod wurde dem Vorstand das treue, langjährige Mitglied, *Frau Hartmann*, entrissen.

An die bernischen Sektionen des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins.

In kurzem wird aufs neue ein Ruf ergehen an alle, die guten Willens sind. Wie oft wollte man doch in den letzten Jahren kleinmütig die Hände in den Schoss legen, wenn es galt, für ein neues Werk der Gemeinnützigkeit die nötigen Mittel aufzubringen. Wie oft wollte uns scheinen, es sei dem Einzelnen zu viel zugemutet — aber immer wieder öffneten sich Herzen und Hände in wunderbarer Übereinstimmung, immer wieder floss die warme Quelle menschlicher Bruderliebe. Sie erlabt und erquickt auch heute noch Menschen unter fernen Himmelsstrichen, Fremde, deren Gesinnung und Art wir nicht kennen, nach der wir nicht einmal fragen, und es ist gut so: Der Leidende sei uns immer der Nächste. Aber schlägt unser Herz nicht doch noch höher, empfinden wir nicht noch inniger, wenn es gilt den Kranken unserer engsten Heimat beizustehen?

Es handelt sich heute um *die Errichtung einer kanton-bernischen Volksheilstätte, um ein Höhengasthaus für unbemittelte chirurgisch-Tuberkulöse*. Die wunderbare Heilwirkung der Sonne und der Höhenluft ist bekannt; schon seit langem bestehen Sanatorien für Lungenkranke. Nun muss aber auch für diejenigen gesorgt werden, die bis jetzt weder in Lungensanatorien, noch in den Bezirksspitalern dauernd verpflegt werden konnten, für die vielen traurigen Fälle von Knochen-, Gelenk-, Nieren-, Drüsen- und Blasen-Tuberkulose, deren das Inselhospital in Bern im Jahre 1915 allein 163 Fälle abzuweisen genötigt war.

Auf Anregung des Herrn Professor Dr. de Quervain wurde vor kurzem in Bern ein Hilfsbund für chirurgisch-Tuberkulöse gegründet, der sich zur Auf-

gabe macht, die nötigen Mittel für ein solches Höhensanatorium zu beschaffen. Dieses Komitee wird demnächst einen Aufruf an die Bevölkerung des Kantons erlassen, und wir bitten jetzt schon unsere Sektionen dringend, das in höchstem Masse gemeinnützige Werk mit allen Kräften zu unterstützen und zu fördern.

Helene Welti

{Mitglied der Tuberkulose-Kommission der Sektion Bern.

Die Generalversammlung des Bundes der schweizerischen Frauenvereine am 13. und 14. November in St. Gallen.

Den Leserinnen des „Zentralblatt“ ist bekannt, dass die diesjährige Tagung des Bundes aus Rücksicht auf den Kongress des Frauenweltbundes in Christiania auf Wintersanfang verschoben werden musste; es hat diese Verschiebung der Veranstaltung keinen Abbruch getan, weder hinsichtlich der Beteiligung, noch der Qualität der Verhandlungen und der allgemeinen Stimmung. Die St. Galler Generalversammlung des Bundes darf zu den befriedigendsten gezählt werden, schon darum, weil sie zu aktuellen Fragen Stellung zu nehmen hatte und den Eindruck hinterliess, dass etwas Positives aus den Verhandlungen herauswachsen kann, wenn in den Kommissionen rasche Arbeit bei der Erledigung der erhaltenen Aufträge geleistet wird. Es gilt dies besonders hinsichtlich der Formulierung von *Postulaten* betreffend die Revision des Bundesgesetzes über die Krankenversicherung und betreffend das eidgenössische Arbeitsamt.

Die Verhandlungen begannen am Samstag nachmittag um 15 Uhr im Grossratssaal. Die Präsidentin, Madame *Chaponnière*, hatte die Freude, einen zahlreichen Aufmarsch der Delegierten und Mitglieder festzustellen und zwei Vertreter der st. gallischen Behörden, sowie eine Reihe von Abgeordneten befreundeter Verbände zu begrüßen. In ehrenden Worten gedachte sie der in den letzten Tagen verstorbenen Schriftstellerin, Frau Adolf *Hoffmann* in Genf, die den Bestrebungen des Bundes stets ihre Sympathie bewies. Dem ältesten Organ einer schweizerischen Frauenberufsorganisation, der „Schweizerischen Lehrerinnenzeitung“, die ihr 25jähriges Jubiläum feierte, wurden Glückwünsche entboten. Die Präsidentin erstattete nun den Jahresbericht. Der Bund schweiz. Frauenvereine zählt gegenwärtig 100 angeschlossene Vereine; im Laufe des Jahres betrug der Zuwachs fünf Vereine; drei lösten sich auf. Der Vorstand erstellte den Entwurf einer neuen *Geschäftsordnung* und setzte eine Kommission ein zum Studium der Frage eines schweizer. *Frauenberufsamtes* (Mitglieder: Fräulein *Emmy Bloch*, Sekretärin der Frauenzentrale Zürich, Präsidentin; Fräulein *Schaffner*, Assistentin des Gewerbeinspektorates Basel; Fräulein *Eugster*, Berufsberaterin, St. Gallen.) Die Abhaltung eines zweiten Nationalen *Kongresses* für Fraueninteressen wurde in die Wege geleitet; eine Anfrage an 33 Frauenvereine der Bundesstadt wurde dahin bejaht, dass die Vereine von Bern gewillt sind, im *Jahr 1922* den Kongress zu übernehmen. In einer Zuschrift an die eidgenössischen Räte sprach der Vorstand im Namen der Mitglieder das Bedauern aus, dass der einen Hälfte des Schweizervolkes, den Frauen, die Mitwirkung an der Völkerbundsabstimmung versagt blieb. An das Volkswirtschaftsdepartement gingen mehrere Eingaben; in einer derselben wurde der Wunsch geäußert, es möchte in die im Bundesgesetz betreffend Regelung des Arbeits-

verhältnisses vorgesehene dreigliedrige eidgenössische Lohnkommission ein weibliches Mitglied gewählt werden.

Auf *internationalem Gebiete* hatte der Vorstand zu verschiedenen Anregungen Stellung zu nehmen.

Nachdem der *Jahresbericht genehmigt* worden war, wickelten sich die folgenden statutarischen Geschäfte rasch ab: die von Fräulein *Schindler*, Biel, er-



M^{me} Chaponnière-Chaix in Genf
Präsidentin des Internationalen Frauenbundes
seit dem 15. September 1920

stattete *Jahresrechnung* erhielt gemäss dem Antrag der Rechnungsrevisorinnen, Frau *Müller-Glinz* und Fräulein *Anna Kobel*, Biel, die Genehmigung. Als Ort der nächsten *Versammlung* wurde *Lausanne* bestimmt.

Die **Erneuerungswahlen des Vorstandes** brachten folgendes Ergebnis: An Stelle der demissionierenden Madame Chaponnière wurde Fräulein Elisabeth *Zellweger* von Basel zur *Präsidentin* gewählt. Vizepräsidentin: Frau Leupold-Senn, Basel; Sekretärin: Frau Burkhardt-Vischer, Basel; Kassierin: Fräulein Lisa Schindler, Biel. Weitere Mitglieder des Vorstandes. Frau Glättli-Graf, Zürich; Frau Dück-

Tobler, St. Gallen; Mlle. Rieder, Vevey; Mlle. de Morsier, Genève; Madame Junod, Neuenburg.

Auf Antrag von Madame Jomini, Nyon, wurden Madame *Chaponnière-Chaix* und Fräulein Helene von *Mülinen*, die Gründerinnen des Bundes, zu *Ehrenmitgliedern* des Vorstandes ernannt.

Es wurde beschlossen, die Stimmrechts- und Gesetzesstudienkommission zu einer Kommission zum Studium von Gesetzesfragen zu gestalten und ferner eine *Kommission für Arbeitsfragen* einzusetzen; die Bestellung wurde dem Vorstand überlassen.

Interessant gestaltete sich der Bericht, den Fräulein *Erni*, Zürich, in Vertretung der Präsidentin, Frau *Pieczynska*, Bern, über die Arbeit der Kommission für das Versicherungswesen erstattete. Die Kommission hat in einer Zuschrift an das Volkswirtschaftsdepartement im Hinblick auf die Revision des Bundesgesetzes über die Krankenversicherung folgende *Postulate* aufgestellt: 1. Einbezug der Hebammengebühren in die Leistungen der Krankenpflegekassen, und 2. Aufnahme von Frauen in alle Klassen der Krankengeldkassen. Die Kommission hat ferner an alle Bundesvereine die Einladung gerichtet, sich über die Frage des *Obligatoriums* der *Krankenversicherung* auszusprechen. Fräulein *Gourd*, Genf, empfahl nun den Antrag der Union des Femmes de Genève, es möchte der Bund schweizer. Frauenvereine eine Eingabe an die vorberatenden Behörden für die Revision des Krankenversicherungsgesetzes machen, dahingehend, es sei das Obligatorium einzuführen. Ein gleichlautender Antrag der Union Zürich wurde von Fräulein *Schaffner*, Basel, unterstützt, mit dem Hinweis auf die guten Erfahrungen, die Basel mit dem zwei Drittel der Bevölkerung umfassenden Obligatorium macht. Der Antrag der Union des Femmes de Genève und der Union der Frauenbestrebungen Zürich kam einstimmig zur Annahme.

Um 19 Uhr schloss die Präsidentin die Verhandlungen des ersten Tages.

Den Abend füllte eine **gesellige Vereinigung** im grossen Tonhallsaal, zu der die Frauenvereine von St. Gallen einluden. Die besten geistigen und materiellen Genüsse harrten der Gäste. Frau *Dück-Tobler*, die Präsidentin des Empfangskomitees, empfing mit warmen Begrüssungsworten; Herr Nationalrat *Weber* sprach im Namen der Regierung des Kantons St. Gallen voll Anerkennung über die Frauenleistungen im öffentlichen Leben. Ein hübsches Lustspiel, „die Frauen von Amersfoort“ ging in trefflicher Ausstattung und gut gespielt über die Bühne; es machte der Verfasserin, Frau *Schneider-Dütsch*, alle Ehre. Bewunderung erregten die ebenso gediegenen, wie effektvollen Darbietungen des Lehrerinnen turnvereins, und mit Freude lauschte man zwischenhinein den Weisen des Töchterchors „Liederkranz Tablat“.

Die **Verhandlungen am Sonntag** den 14. November waren öffentlich und wurden kurz nach 10 Uhr wieder aufgenommen bei starker Beteiligung der St. Galler Bevölkerung. Es galt, vorerst einige Kommissionsberichte zu erledigen. Wir heben unter denselben hervor das Referat von Fräulein *Emmy Bloch*, Zürich, über die Arbeit der Kommission für das Studium der Frage eines *schweizerischen Frauenberufsamtes*. Die Kommission befolgte den erhaltenen Auftrag, sich über alle den Frauen in der Schweiz offen stehenden Berufsarten zu orientieren und statistisches Material über Frauenberufsarbeit zu sammeln. Als Vorstudium für die Frage des Berufsamtes, die unter Umständen in Verbindung mit andern Organisationen auf breiter Basis zu lösen wäre. Die Kommission prüfte ferner eine an den Bund der Frauenvereine gerichtete Anfrage betreffend

Mitwirkung bei der Schaffung einer schweizerischen *Zentralstelle* für *Berufsberatung* und kam zum Schluss, dass auf das Gesuch des schweizerischen Verbandes für Berufsberatung und Lehrlingsfürsorge zur Stunde nicht einzutreten sei, da die Angelegenheit zu wenig abgeklärt erscheint. Im Namen des Vorstandes äusserte sich Frau *Glättli-Graf*, Zürich, über die Frage der Zentralstelle für Berufsberatung. Der Vorstand hat gegen die Zentralisierung im Prinzip nichts einzuwenden, am Programm hingegen wären Abänderungen wünschenswert. An der Diskussion, die lebhaft einsetzte, beteiligten sich Frau Dr. Bleuler-Waser, Zürich, Mlle. Gourd, Genf, Fräulein Hanna Krebs, Zürich, Fräulein Schindler, Biel, Fräulein *Schaffner*, Basel, wies darauf hin, dass die Frage im Zusammenhang mit der Organisation des Eidgen. Arbeitsamtes zu prüfen sein werde und dass es sich darum handeln müsse, im Hinblick auf das Eidgen. Arbeitsamt den Komplex der Fraueninteressen in seiner Gesamtheit ins Auge zu fassen und dementsprechend Postulate zu formulieren. Stadtmann Dr. *Scherrer* mahnte die Frauen, in ihren Forderungen nicht allzu bescheiden zu sein und ihre Wünsche betreffend das Eidgen. Arbeitsamt direkt an die Bundesbehörden zu leiten. Auf Antrag des Vorstandes wurde beschlossen, auf das Gesuch des Schweizer Verbandes für Berufsberatung und Lehrlingsfürsorge zur Stunde nicht einzutreten und die Kommission für Berufsberatung gemeinsam mit der Kommission für Arbeitsfragen mit der Aufstellung der Postulate im Hinblick auf das Eidgen. Arbeitsamt zu beauftragen; dieselben sollen durch den Vorstand an den Bundesrat geleitet werden.

Nun folgte der mit Spannung erwartete Vortrag von Fräulein *Schaffner*, Basel, über den

Kongress des Frauenweltbundes

in Christiania vom 8. bis 18. September 1920.

An diesem interessanten Meeting war der Bund der schweizerischen Frauenvereine durch Madame *Chaponnière*, Mlle. de *Morsier*, Fräulein *Elisabeth Zellweger* und Fräulein *Schaffner*, Basel, vertreten; die letztere bot nun eine höchst anregende Schilderung des Kongresslebens in Christiania, wo Vertreterinnen aller Länder und Sprachen zusammenströmten. Sie beschrieb das Entgegenkommen der Regierung bei der Veranstaltung des Kongresses, den Empfang der ausländischen Delegierten durch die norwegischen Frauen, die Kommissions- und Plenarsitzungen, die Beratung der zahlreichen Resolutionen betreffend den Völkerbund, die Nationalität der verheirateten Frau, die Beschränkung des Luxus, Hilfeleistung für die hungernden Kinder Europas usw. Den wunden Punkt des Kongresses, das *Fernbleiben der deutschen Frauen*, die offiziell erst wieder mitzutun gedenken, wenn der Internationale Frauenbund gewillt ist, nicht nur gefühlsmässig Friedensarbeit zu tun, sondern wirklich *Friedenspolitik* zu treiben und das zu verdammern, was seinen Grundsätzen nicht entspricht, berührte die Referentin, ohne darüber ein Urteil zu fällen. Die bei Kongressen unvermeidlichen geselligen Anlässe fanden die gebührende Würdigung; einen der Glanzpunkte bildete dabei ein Five o'clock Tea bei der Königin, dem auch der König beiwohnte. Für die Schweizerinnen stellten die *Wahlen* eines der wichtigsten Traktanden dar, war doch bekannt, dass die Präsidentin des Bundes der Schweizer Frauenvereine, Madame *Chaponnière*, als *Präsidentin* des internationalen *Frauenrates* in Vorschlag kam. Ihre Wahl erfolgte einstimmig. Diese Mitteilung wurde von der St. Galler Versammlung mit Enthusiasmus aufgenommen.

Die Wahl von Madame *Chaponnière* bedeutet eine hohe Ehrung nicht nur für die Gewählte, sondern auch für die gesamte schweizerische Frauenwelt.

Das fesselnde Referat von Fräulein Schaffner fand am Schluss lebhaften Beifall. Madame Chaponnière fällt nun die einer neutralen Schweizerin würdige Aufgabe zu, im Frauenweltbund das Ideal eines Völkerbundes aufzurichten und zu verwirklichen.

Auf der Traktandenliste stand ferner ein Referat von Madame Pieczynska-Reichenbach, Bern, über **Erziehungsfragen**; Aussichten und Aufgaben des Bundes Schweizer. Frauenvereine auf diesem Gebiet. In Abwesenheit der Referentin verlas Fräulein *Schindler*, Biel, den Vortrag, der eine Fülle von Anregungen bot und das Problem von Grund aus anfasste. Frau Pieczynska ermuntert die Mitglieder des Bundes, tätig zu sein für die allgemeine Einführung von *Elternabenden*, pädagogischen Kommissionen, von Gelegenheiten zur Erziehung der *Erzieher*, für die Vorbereitung der weiblichen Jugend für den *Mutterberuf* usw. Gemäss dem Antrag der Referentin wurde beschlossen, die Kommission für nationale Erziehung durch pädagogisch besonders qualifizierte Persönlichkeiten zu ergänzen und ihr die Aufgabe zu übertragen, Postulate aufzustellen, die durch den Vorstand an die schweizerischen Frauenverbände zu leiten und nötigenfalls den Behörden zu übermitteln wären.

Um 12^{1/2} Uhr schloss Madame *Chaponnière* die Tagung mit Worten des Dankes an die Behörden von Kanton und Stadt St. Gallen, an das Empfangskomitee von St. Gallen und an alle, die mithalfen, die Generalversammlung schön und würdig zu gestalten. Persönlich dankte Madame Chaponnière für das Vertrauen, das ihr die Bundesvereine schenkten, indem sie ihr während 21 Jahren das Amt eines Vorstandsmitgliedes, während 10 Jahren dasjenige der Präsidentin des Bundes anvertrauten.

An dem nun folgenden *Bankett* im „Schützengarten“ wurden Madame Chaponnière Blumen nebst einer originellen Unterschriftensammlung sämtlicher Bundesvereine überreicht; Fräulein *Erni* begleitete diesen überaus bescheidenen Akt der Anerkennung hoher Verdienste mit einer kurzen Ansprache. Dann begrüßte Frau Dr. *Imboden-Kaiser*, St. Gallen, Behörden und Gäste. Stadttammann Dr. Ed. *Scherrer* ermunterte die Frauen in launiger Rede, ihre Interessen bei den Behörden beharrlich zu verfechten.

Die Präsidentin des Schweizer. Verbandes für Frauenstimmrecht, Mlle. *Gourd*, gedachte der reichen Förderung, die sie während langen Jahren bei ihrer Arbeit für das Frauenstimmrecht durch Madame Chaponnière erfahren hat. Es sprachen noch mehrere Vertreter und Vertreterinnen befreundeter Verbände. Im Auftrag von Fräulein Trüssel überbrachte Frau *Schmidt-Stamm*, St. Gallen, die Grüsse des Schweizer. gemeinnützigen Frauenvereins mit dem Wunsch, es möchte sich die Zusammenarbeit der beiden grossen schweizerischen Frauenorganisationen fernerhin in harmonischer Weise vollziehen.

Wer *zwischen den Verhandlungen oder nach dem Bankett* Zeit fand, Sankt Gallens Sehenswürdigkeiten zu beschauen, dem bot sich Gelegenheit, unter kundiger Führung die Stiftsbibliothek, dies Kleinod der alten Klosterstadt, zu besuchen; auch die Türen des neuen Säuglings- und Mütterheims, sowie der Ausstellung der Frauenarbeitsschule öffneten sich für die Gäste. Das St. Galler Empfangskomitee scheute keine Mühe, um die Tagung für alle Teilnehmerinnen so genussreich als möglich zu gestalten.

J. Mz.

Tagebuchblätter einer Krankenschwester.

Bilder aus dem Weltkriege und der Revolution in Russland von *Alma von Kori*.

(Fortsetzung.)

Petersburg, Frühjahr 1918.

Viele Offiziere nahmen den Kampf mit dem Bolschewismus, wie der Kommunismus meist genannt wurde, auf. Sie schlüpfen durch all die Roten Armeen hindurch und vereinigten sich mit den Regimentern der Weissen, die unter der Führung einzelner Generäle im Süden und Osten mit wechselndem Erfolge kämpften.

Sehr viele Offiziere traten aber in die Dienste des Bolschewismus, um sich und die Ihrigen vor dem Hungertode zu bewahren.

Kaum eine Woche konnte man von den Lebensmitteln leben, die einem laut Karte für einen Monat zugewiesen wurden. Im freien Handel gab es eigentlich nur Häringe und Sauerkohl. Die gesamte Bevölkerung Petersburgs fristete ihr Leben von dem, was auf dem Wege des Schleichhandels in die Stadt gelangte. Gut wer die schwindelnd hohen Preise dafür zahlen konnte.

Auf die Dauer war aber diese Art der Ernährung doch ungenügend. Alte Leute und Kinder starben an Entkräftung und in den Hospitälern mussten allerlei neue Krankheiten behandelt werden, die nichts weiter als verschiedenartige Folgeerscheinungen des anhaltenden Hungers waren.

In diesen schweren Wochen und Monaten schwand endlich aus den Herzen der russischen Intelligenz fast restlos der Deutschenhass. Das Einrücken der reichsdeutschen Truppen in weite russische Gebiete wurde sogar mit einem Aufatmen der Erleichterung begrüsst, denn mit ihnen zugleich zogen Ordnung und Ruhe ein.

Auch die Arbeiterbevölkerung Petersburgs, soweit sie nicht die Stadt fluchtartig verlassen hatte, war durch den Hunger mürbe geworden und hoffte auf den Einzug der Deutschen, denen sie sogar die Fähigkeit Brot herbeizuzaubern zutraute.

Hätte Deutschland damals einen einsichtsvollen Staatsmann an seiner Spitze gehabt, so hätte es sich selbst und das grosse russische Reich vor dem vollständigen Zusammenbruch bewahren können. Die Roten Armeen konnten in der ersten Zeit keinen ernsthaften Widerstand leisten und ergriffen schon beim blossen Anblick einiger deutscher Helme panikartig die Flucht. — Nur noch wenige Wochen und die wichtigsten Punkte wären in Deutschlands Händen gewesen und aus dem Süden und Osten hätte nicht nur der ausgehungerte Norden und Nordwesten Russlands mit Lebensmitteln versorgt werden können, sondern auch Mitteleuropa hätte vieles ihm Mangelnde erhalten. — Statt dessen stellten die deutschen Truppen ihren Vormarsch plötzlich ein und der ebenso unsinnige als verbrecherische Frieden von Brest-Litowsk wurde zwischen Deutschland und dem Bolschewismus abgeschlossen.

* * *

Petersburg, Sommer 1918.

Allmählich wurden die Lebensmittel auch in den Hospitälern knapp und eins nach dem andern wurde geschlossen. Wer nur irgendwie konnte, floh vor dem Hunger aus Petersburg. Ich beschloss, zu meinen Angehörigen nach Riga zu fahren. Verhältnismässig schnell bekam ich die Einreiseerlaubnis, während ich mich einen ganzen Monat hindurch bei der Räteregierung vergeblich um

die Ausreiseerlaubnis aus Petersburg bemühte. Ich wurde von Palais zu Palais geschickt, aber die verschiedenen Jünglinge, die dort hohe, verantwortungsvolle Posten bekleideten, schüttelten die Köpfe und meinten, dass eine solche Erlaubnis überhaupt nicht gegeben werden dürfe.

Anfang Juli war ich dieses Spiel müde und beschloss, wie so viele andere, auf gut Glück zu fahren. Ich nahm ein Billett nach derjenigen Station hin, bis zu welcher ohne besondere Erlaubnis gefahren werden durfte, und blieb dann ruhig sitzen, während der Zug weiterging. Niemand kümmerte sich um mich. Einmal erschien ein Kondukteur, um die Billette zu revidieren. Ich zeigte ihm meines und fragte ihn, ob ich nicht nachträglich ein Billett zur Weiterfahrt lösen könne. Er schmunzelte vergnügt und sagte, dass das keine Eile habe. Kurz vor der Endstation könne die Sache in Ordnung gebracht werden. — Endlich war auch diese erreicht und nun erschien ein Offizier der Roten Garde (Gendarmerie) zur Revision. Beim Anblick meines Billetts machte er zwar ein recht verblüfftes Gesicht, als ich aber ruhig erklärte, den fehlenden Betrag gern nachzahlen zu wollen, beauftragte er den Kondukteur, das Geld in Empfang zu nehmen. — Es kostete nicht wenig, aber ich war froh, unbehelligt weiter reisen zu dürfen und gab dem menschenfreundlichen Kondukteur ein reichliches Trinkgeld.

Etwas aufregend gestaltete sich die Fahrt durch die neutrale Zone. — Trotz des herrlichen Friedens von Brest-Litowsk wurde unser Zug zweimal von Rotarmisten angehalten und durchsucht. Als wir schliesslich einfach weiterfuhren, piffen die Kugeln von allen Seiten hinter uns drein.

In Pskow deutsche Truppen und deutsche Ordnung im guten und im bösen Sinne dieses Wortes. Nachdem ich die nötigen Papiere erhalten hatte, geimpft und läusefrei erklärt worden war, ging es nach zweitägigem Aufenthalt weiter.



Riga, Juli 1918.

In Riga Erstaunen und Freude meiner Angehörigen über meine Ankunft. Natürlich schien uns aus Petersburg Kommenden Riga ein wahres Schlaraffenland zu sein. Markt und Läden voller Lebensmittel zu durchaus mässigen Preisen. Nirgends blasse, verhungerte Gesichter, im Gegenteil alle frisch und wohlgenährt. Überall deutsche Ordnung. — — „Ja — Ordnung bis zum Erbrechen“, sagte mir in dieser Zeit jemand. Das war ein hartes aber wahres Wort. Unter dem Schutze deutscher Ordnung konnte man zwar ruhig an Ort und Stelle seinem Berufe nachgehen, musste man aber auch nur einige Stationen fahren, dann waren zahllose Papiere dazu nötig. Wochen hindurch gab es Laufereien von Behörde zu Behörde. Stunden ermüdenden Wartens in endlos langen Reihen. Endlich erhielt man die Erlaubnis, die paar Kilometer zurücklegen zu dürfen. Diese Massregel sollte nach Möglichkeit das Eindringen von Spionen, Bolschewisten und Schleichhändlern verhindern. — Als ob diese die deutschen Papiere brauchten! Die drückten einfach Zarengeld in die Hände der Rotarmisten, Ostrubel in die der deutschen Posten und kamen schnell und unbehelligt überall durch. Auch die Ausweisscheine der jüdischen Händler bestanden fast ausschliesslich in Zarengeld und Ostrubeln. Nur die schwerfälligen baltischen Deutschen und die alten lettischen Bauern glaubten noch an die Unbestechlichkeit des deutschen Soldaten.



Mir war die Verwaltung eines in Lettgallen gelegenen Gutes übertragen worden. Als ich ankam, war gerade die Heuernte in vollem Gange. Fleissig arbeiteten die lettischen Bauern in ihren Dörfern und auf den Gütern, während die russischen sich auf den Landstrassen müssig umhertrieben. Sie warteten auf das Kommen der „Freiheit zu rauben und zu plündern“, die mit den Bolschewisten zugleich einziehen sollte. Als nach einem Monat weder die Bolschewisten noch die „Freiheit“ kam, da wurden sie nachdenklich und als noch ein Monat verging, da waren sie alle eifrig bei der Arbeit.

Die Deutschen hatten hier vernünftigerweise nur für das an sie abzuliefernde Getreide, Vieh usw. bestimmte Preise festgesetzt. Der Rest konnte im freien Handel verwertet werden. So kam jeder zu seinem Recht, und alle Teile waren zufrieden.

Ganz töricht waren die deutschen Vorschriften über den Flachshandel. Sie schrieben etwa fünf verschiedene Sortimenten vor, während die lettischen Bauern all ihren Flachs in zwei Sortimenten verarbeitet hatten. — Natürlich war ein Umarbeiten ausgeschlossen. Anstatt nun den Flachs zu nehmen, wie er war, um die Bedürfnisse ihrer Textilindustrie einigermaßen zu befriedigen, liessen die Deutschen ruhig riesige Vorräte an Flachs in den lettischen Dörfern verfaulen.

Auf allen Gütern war deutsches Militär einquartiert. Mit Staunen sah ich, wie schlecht die Kost der Mannschaft war.

* * *

Oktober-November 1918.

Plötzlich bekam das deutsche Militär schlechte Nachrichten. An allen Ecken und Kanten geriet die deutsche Front ins Wanken. Ein wildes Durcheinander. Der deutsche Kaiser musste fliehen. Deutschland war Republik.

Eines schönen Tages hiess es: „Die Deutschen ziehen alle ab!“ In einer halben Stunde war unsere Einquartierung fort.

Die polnischen Gutsbesitzer verliessen ihre Güter, nachdem sie in grosser Eile die Ernte und den ganzen Hausrat verkauft hatten. Nur die kahlen vier Wände liessen sie zurück. Anders die russischen und die deutschen Gutsbesitzer. Diese waren so töricht, allen Ernstes zu glauben, dass nach dem Abzuge der Deutschen — England und Frankreich für geordnete Verhältnisse sorgen würden. Diesen Glauben mussten sie mit dem Verlust ihres Vermögens bezahlen.

Gegen Ende November rückten die Roten heran. Nun mussten nicht nur die letzten Gutsbesitzer, Verwalter und Förster flüchten, sondern auch die gesamte Intelligenz, gleichviel ob es Letten, Deutsche, Russen, Polen oder Juden waren.

Die Weisse Armee, die sich den Roten entgegenstellen sollte, lief davon und zog plündernd von Gut zu Gut, von Dorf zu Dorf.

Eigentlich bestand kein Unterschied zwischen den Weissen und den Roten. Söldner waren die einen, Söldner die andern. Heute dienten sie hier, morgen da. Die Aussicht auf Beute und Raub veranlasste sie, in den Dienst der Weissen oder der Roten zu treten. — Irgend eine persönliche politische Ueberzeugung hatten nur einzelne wenige. Politisch klüger und geschickter waren aber fraglos die Roten. Wo sie hinkamen, sorgten sie wenigstens in der ersten Zeit für eine gewisse Ordnung und machten den willkürlichen kleinen Plünderungen durch sofortiges Erschiessen der Schuldigen ein Ende. — Wenn sie

plünderten oder raubten, geschah es im Namen der Räte-Republik und in grossem Stil. Mit Kleinigkeiten gaben sie sich nicht ab.

* * *

Riga, Dezember 1918 bis Juni 1919.

Riga bot das Bild eines wilden Durcheinanders. Die deutschen Truppen waren in vollem Abzuge begriffen und machten den Eindruck vollständiger Disziplinlosigkeit. Sie wollten das Weihnachtsfest um jeden Preis zu Hause feiern. Alles andere war ihnen egal. — Mit ihnen zugleich verliess der wohlhabende Teil der Bevölkerung die Stadt und floh ins Ausland.

Es bildete sich eine provisorische lettische Regierung, die alle ruhigen Elemente, gleichviel welcher Nationalität, um sich scharen und Stadt und Land vor den Roten schützen wollte. — Den zurückgebliebenen reichsdeutschen Soldaten wurde das Ansiedelungsrecht zugesagt, wenn sie gegen die Roten mitkämpfen würden. — Die Roten rückten heran und diese Regierung mit ihren Letten, baltischen Deutschen und reichsdeutschen Soldaten lief nach Kurland davon.

Von den englischen Kriegsschiffen wurden einige demonstrative Kanonenschüsse abgegeben und eine Abteilung gut gekleideter und noch besser genährter englischer Matrosen marschierte zur Beruhigung des Publikums durch die Hauptstrassen Rigas. Dann liefen aber auch die Engländer in grösster Eile davon.

Zwei reichsdeutsche Dampfer nahmen nicht nur die letzten deutschen Truppenteile auf, sondern humanerweise auch denjenigen Teil der Bevölkerung Rigas, der um keinen Preis in die Hände der Roten fallen wollte.

Unterdessen standen an allen Strassenecken Knaben und Burschen und feuerten ihre Gewehre in die Luft ab. Die Kugeln pfften nach allen Seiten. Das war die sogenannte Miliz, die auf diese Weise für die Sicherheit der Bevölkerung sorgte.

Es begann ein wildes Plündern aller Getreidespeicher und der von den reichsdeutschen Truppen zurückgelassenen Vorräte.

Die Roten zogen ein und machten diesen Plünderungen ein Ende.

* * *

Riga unter der Herrschaft der Roten, Januar bis Mai 1919.

Nach allen Aufregungen kam unter der Herrschaft der Roten zunächst eine Zeit der verhältnismässigen Ruhe und Ordnung. Nur die Wohnungen der geflohenen Kapitalisten wurden sofort besetzt und ihre Möbel und Sachen davongeführt.

Die ganze Bevölkerung, Männer und Frauen, musste sich zu irgendeinem Berufszweige anschreiben und in die Dienste der Roten treten. „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen“, war die Parole des Tages.

Wer ohne Arbeitsnachweis angetroffen wurde, musste zur Strafe die Strassen kehren oder die schmutzige Wäsche der an Flecktyphus Erkrankten waschen.

In allen Kirchen wurden politische Versammlungen abgehalten. Oesterreichische, reichsdeutsche und lettische Kommunisten hielten donnernde, blutrünstige Reden gegen den elenden Kapitalisten, der nun lange genug das Blut des armen Volkes getrunken habe. — Einer der Redner, ein österreichischer Gärtnerbursche, fasste die Sache etwas gemüthlicher auf, indem er riet, einen dieken Strich hinter alles Gewesene zu machen und gemeinsam als gleichberechtigte Bürger eines freien Staates an die Arbeit zu gehen. Nach ihm bestieg ein Vertreter der deutschen Intelligenz die Kanzel und führte aus, dass die

deutsche Bevölkerung nie vor redlicher Arbeit, gleichviel welcher Art, zurückgeschreckt sei. Auch jetzt sei sie bereit zu arbeiten, um sich den nötigen Lebensunterhalt zu schaffen, aber man müsse ihr Gelegenheit zur Arbeit geben, damit sie nicht gezwungen sei, zu verhungern.

Diese Worte zündeten. Von allen Seiten ertönte aus der gedrängt vollen Kirche der verzweifelte Ruf: „Arbeit! Arbeit!“

(Schluss folgt.)

Das Mädchen.

Von *M. Brodbeck.*

Noch einigen Patienten war das eintönige Harren beschieden im Wartzimmer der Zahnärztin. Kaum hatte ich Platz genommen, als ein Mädchen meinen Blick gefangen nahm. Es sass mir gegenüber am Tisch und las in einer Zeitschrift. Taktlos, an einem fort musste ich das Mädchen anschauen. Diese Gesichtformen und besonders die Züge bannten mich.

War das eine Mädchenstirne! Nur bei Männern, mit hervorragendem Geiste, hatte ich solch ausgeprägtes, hohes Wölben gesehen. In dem klugen Glänzen der grossen, schwarzbraunen Augen lag etwas Suchendes, Fragendes. Sie blickte öfters von den Blättern auf. Es zeigte sich ihr Profil. Wie gemeisselt hob sich die feine Adlernase mit dem schmalen Bug von der dunkeln Wand ab. Eine auffallend kantige Vertiefung fand sich zwischen der beherrschenden Stirne und der Nase. Auf den flachen, bleichen Wangen lag's wie Entsagen. Der gewinnende, liebe Zug um den Mund und das leicht gerundete Kinn vermochten den grossen Ernst des Gesichtes vorteilhaft zu mildern. — Vollkommene Formen — aber was packte, ergriff, bannte, das war die Seele, geoffenbart in diesen Formen. Es entging mir nicht, auch die schöngeformten Hände waren wunderbar beseelt. Ein starkes Strömen war schon in dieser Seele mächtig gewesen, und noch immer trieb ein tiefes Erleben sein Wesen darin. Es ist doch Wahrheit, unsere Gesichtszüge sind untrügliche Spiegel unseres innersten Seins. Das Mädchen sprach dann einige Worte. Auch die Bewegung in den Zügen hatte feine Besonderheiten, die sinnende Ruhe prägte indessen die Aussergewöhnlichkeit des Innenlebens schärfer aus. In mir wurde der Wunsch wach, näheres über das Leben dieses Mädchens zu erfahren. Solche Gesichtszüge verraten, dass ein aussergewöhnliches, einschneidendes Erleben durchgekostet wurde. Und solche Gesichtformen verraten auch, dass jedes Erleben mit durchdringender Klarheit und hohem Verstande ausgekostet werden muss. Ein solcher Geist erträgt keine Halbheit und Oberflächlichkeit. Sie kam dann an die Reihe. Während meines weitem Wartens nahm ich mir vor, die Zahnärztin, mit der ich freundschaftlich verkehrte, über das mir unbekannte Mädchen zu befragen. Ich hab's getan und habe dann einiges von der Schrift des Mädchengesichtes verstanden.

„Weil dir das Mädchen auch schon so lieb ist und ich weiss, dass du schweigen kannst, will ich dir gern von ihr berichten.“ Die Zahnärztin und ich, wir sind Vertraute geworden durch die Behandlungen. — „Das Mädchen hat mir sein Wesen aufgeschlossen, sie ist mir ganz lieb und wert geworden. Sie ist ein feines Mädchen, da hast du recht gesehen; sie hat auch schon viel durchgekostet, obschon sie erst vierundzwanzig Jahre zählt. Es ist eben immer dasselbe Herbe gewesen, worunter sie gelitten hat und immer noch leidet seit ihrem fünften Lebensjahr: dass sie keinen Vater besitzt, ihn nie gekannt hat und ihn nie kennen wird.

Ein ausserehelich Kind zu sein, das ist dieses Mädchens Erleben, das auf ihr lastet, schon so viele Jahre. Aber durch das sie auch geworden ist, was sie ist: Eine feine Persönlichkeit, trotz ihrer Jugend! Sie ist eben eine Frühreife, eine die viel und gründlich denken muss. Ihr Denken ist männlich, verstandesmäßig, durchforschend, durchdringend. Oft zum Bewundern, aber hast du ihre Stirne gesehen? die verrät, wes Geistes Kind sie ist. Sie muss ganz des Vaters Geist und Art haben; das muss freilich einer gewesen sein oder noch sein, was weiss man, keiner vom Tage. Die Mutter kannte ich. Sie starb vor drei Wochen, deshalb geht das Mädchen ganz in Schwarz. Ihre Mutter, eine gemütliche, runde Frau mit gutmütigem Gesicht, niemand hätte in den beiden, wenn sie nebeneinanderstanden, Mutter und Tochter vermutet. Ich weiss, dass sie in Frieden mit einander haushalteten, und dass das Mädchen sie mit treuer Hingebung gepflegt hat während der langen Krankheit. Freilich ein einzig Mal hat sie etwas von der Mutter gesagt: Sie ist sehr gut, aber in vielem versteht sie mich nicht. Jenesmal fuhr sie fort, ein schmerzlicher Ausdruck legte sich auf ihr Gesicht: Es ist vom härtesten, vom bittersten, wenn man seinen Vater nicht kennt, wohl einen hat, ihm aber nicht gehören darf. Wir würden uns besser verstehen, ganz verstehen, ich fühl es. Dass mich das Schicksal so grausam bedenken musste.“

Ich musste fischstumm dem Bericht zuhören, dringend verlangte dies ein frisch ausgemauerter Zahn. Es bewegten mich zwar starke Gedanken, bewegten mich so stark, es fehlte gar nicht viel, und die Arbeit einer halben Stunde wäre zunichte gemacht worden.

„Nun, fuhr die Zahnärztin fort, nun wird der heisseste Wunsch des Mädchens noch erfüllt. Nun tritt eine Wendung ein in ihrem Leben. Sie ist seit dem Tode der Mutter bei Doktor Karen. Du weisst, wahrhaft vornehme Menschen. Diese nehmen sich nun des Mädchens an und gedenken, auf ihre Kosten sie noch studieren zu lassen. Das war von jeher ihr Wunsch: Studieren und vor allem hätte sie starke Neigung für Medizin. Wie sie belesen ist und leicht auffasst und beredt ist und ein scharfes Urteil hat, kurz, eine unglaubliche Begabung für ein Mädchen. Das werden Doktor Karens auch gemerkt haben; das verheisst später eine Hilfe in seiner Praxis. Wie das Mädchen heute vergnügt war und wie es in heissen Worten seinem Glück Ausdruck gegeben hat. Ich habe mich nur so gesonnt in seinem Jubeln. Wie schön sie ist, noch viel schöner und reifer sieht sie aus, wenn das Glück aus ihr herausstrahlt. Immer hat sie gehadert mit dem Schicksal, heute fand sie die versöhnenden Worte: Nun schaue ich freudig in die Zukunft, weil sich mir in ihr ein reiches, längst ersehntes Schaffen eröffnet. Es tut mir leid, in zwei Wochen wird sie schon verreisen, weit weg von hier, in eine Stadt Norddeutschlands. Ernste Studien sollen dann für sie beginnen. Sie werden schon ernst sein müssen, man bedenke, nur bis zum 15. Jahre hat sie die Volksschule besucht. Seither ist sie immer bei der kränklichen Mutter gewesen, hat ihr geholfen im einfachen Haushalt. Wie oft und schwer mag sie wohl unter dem Drucke und der Enge der Verhältnisse gelitten haben, nicht zu verwundern bei solch regem, geistigem Leben, das heiss nach Entwicklung und Weiterbildung strebt. Durch eifriges, gründliches Selbststudium hat sie versucht, die Fesseln der Verhältnisse ein wenig zu lockern. Dafür hatte ihre Mutter gar kein Verstehen, nur allzuhäufig mahnte sie das Mädchen, nicht so eigen zu sein, es mit den andern Mädchen und ihren Vergnügen zu halten, anstatt jede freie Stunde über Büchern zu sitzen. Ich freue

mich von Herzen, dass das Mädchen noch so wunderbar geführt wird, sie wird Tüchtiges, Hervorragendes leisten für viele. Die setzt einst ihre Kraft für die Allgemeinheit ein, die muss mit ihrer ganzen Selbständigkeit und ihrem männlichen Mut vielen dienen. Sie würde einen einzelnen Menschen nicht beglücken in ihrer Ganzheit und Abgeschlossenheit, ihr Wesen ist nicht auf Ergänzung angelegt. Gott sei's gedankt, dass das gewaltige Strömen noch zur rechten Zeit in ein rechtes Bett geleitet wurde. Wer weiss, in einigen Jahren wäre durch Druck und die Enge der Verhältnisse, manches von den geistigen Gaben verkümmert.“

Endlich wurde ich von der quälenden Stummheit befreit. Ich freute mich von Herzen über dieses rettende Geführtwerden des Mädchens. Trotz des kurzen, oberflächlichen Beisammenseins, war es mir schon recht lieb und wert geworden. Ja, wer könnte solch einzigartig edlen Gesichtszügen widerstehen!

Während vieler Jahren vermochte die Zeit das Bild des Mädchens nicht zu verwischen, so scharf hatte es sich meiner Seele eingeprägt. Erkundigte ich mich von Zeit zu Zeit bei der Zahnärztin, konnte sie mir nur Spärliches mitteilen von dem Mädchen. Nach etwa fünf Jahren wusste auch sie nichts mehr von ihm. Doktor Karen, die ihr immer noch einige Nachrichten gegeben, hatten die Stadt verlassen. So scharf das Bild in meinem Innern gezeichnet gewesen war, es erblasste und erlosch schliesslich ganz im Vergessen und Wandel der rastlosen Zeit.

Das Leben hat mich dann auch ganz gehörig in seine Wechselfälle hineingezogen. Auch schweres Kranksein wurde mir auferlegt, eine Krankheit, die eine schwierige Operation erforderte. Dazu hatte ich eine weite Reise zu unternehmen, zu einem berühmten Arzt, der als Chefarzt in einem Krankenhause einer Großstadt Deutschlands praktizierte. Nächst Gott, haben mir damals zwei Menschen das Leben wieder geschenkt, ein berühmter Arzt, ein Greis schon, und eine berühmte Ärztin, seine Tochter, das Mädchen, das einst in weiter Vergangenheit mit mir im Wartzimmer der Zahnärztin harrte. Wie viele Menschen sind es, die den beiden das Leben verdanken — dem Vater und seiner Tochter — die ihre ganze Kraft, ihr ausserordentlich Wissen und Können ausschliesslich für den Dienst an den leidenden Mitmenschen gebrauchen. Dass die Tochter würdig und fähig ist, an der Seite ihres weit berühmten Vaters zu arbeiten, ist längst bekannt. Wer sie einmal sieht, mit welcher Überlegenheit, Ruhe und Gewandtheit sie die schwierigsten Operationen ausführt, der steht bewundernd vor der ausgesprochenen Berufung zu diesem Menschheitsretten und -helfen.

Ein gutes Buch als Festgeschenk ehret den Geber und ehrt den Empfänger.

Eine stattliche Reihe von Neuerscheinungen haben sich auf dem Büchermarkt eingestellt; manche darunter möchten wir den Leserinnen des „Zentralblattes“ besonders ans Herz legen.

Ein eigenartiges Buch, das uns mit der 1914 dahingeschiedenen St. Galler Schriftstellerin *Dora Schlatter* eng verbindet, ist: „**Der Briefwechsel zwischen Hermann Oeser und Dora Schlatter**,“ herausgegeben von Emmy Oeser und Salomon Schlatter, im Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn, 1920. Zwei nach den höchsten Zielen strebende Menschen lassen uns da in ihre Geisteswelt hineinschauen. Einen

Gedankenaustausch zwischen Mann und Frau lernen wir kennen, wie man ihn edler nicht denken kann. Eine Reihe der bedeutendsten zeitgenössischen Werke aus den Gebieten der Literatur und Kunst, aus Theologie und Philosophie erfahren ihre Würdigung durch diese beiden tief religiösen, aber jeder engherzigen Dogmatik abholden Menschen. Auch wer mit seiner Lebensanschauung auf anderem Boden steht, wird Genuss und Freude haben an der Selbständigkeit des Empfindens und Urteilens, die in den Briefen zutage tritt. Man mag sich fragen, wer war der überlegenere, der reichlicher spendende Teil in diesem Briefwechsel: der mitten im Lebenskampf stehende Mann, der die Doppelaufgabe seines Berufs als Direktor des Lehrerinnenseminars in Karlsruhe und seines Schriftstellertums zu lösen suchte, oder aber die durch körperliche Leiden auf einen engen Lebenskreis angewiesene Frau? — Was er an Weltgewandtheit und Alltagserfahrung voraus hat, das ersetzt sie durch verinnerlichtes Fühlen und Denken. Klarer und harmonischer fast als dasjenige des Mannes erhebt sich das Bild *ihrer* Wesens aus dem Briefwechsel, der den Zeitraum vom März 1894 bis Dezember 1914 umspannt. Wer, wie die Schreiberin dieser Zeilen den Vorzug genoss, Dora Schlatter in jungen Jahren gekannt zu haben, wo sie mit ihren Unterrichtsstunden in deutscher Literatur uns, ihre Schülerinnen, hinzureissen verstand, der versteht den Entwicklungsgang dieser seltenen Frau. Nur eines muss man bedauern, dass es ihr versagt blieb, tätig in die Reihen der Pionierinnen der Frauenbewegung zu treten. Die durch starke körperliche Leiden bedingte Abgeschlossenheit vom flutenden Leben liess sie eigentlich nur ahnen, was in der Frauenwelt von heute vorgeht, obschon sie in einer ihrer Schriften dazu Stellung zu nehmen trachtete. Die Berührung mit der rauhen Aussenwelt blieb ihr unter der Obhut eines treubesorgten Gatten erspart. Fester als mit der Gegenwart war sie mit der Vergangenheit verbunden; da danken wir ihr manches feinsinnige Erinnerungsblatt an edle Frauen und in ihren „Vorbildern“ hat sie der Jugend treffliche Gaben gereicht. Der Schriftsteller Hermann Oeser, der Freund dieser ausgezeichneten Frau, ist uns Schweizern kein Fremder; manche seiner Werke entstanden auf dem Boden unseres Vaterlandes oder wurzeln darin, auf dem Boden, den er oft betrat und kreuz und quer im Banne der Naturschönheiten durchstreifte; wir erinnern hier nur an seine Novellen- und Skizzensammlung „Zweisimmen“. Oesers Anschauungen über die Frauen erscheinen uns oft rückständig und eng; wir vermögen ihm nicht zu folgen, wenn er in der Unverbüchertheit der Frau ihren Vorzug gegenüber dem Manne erblickt. Was hätte ihm Dora Schlatter geboten ohne jene gründliche Bildung, deren Untergrund eben doch eine starke Belesenheit war. — Das tut aber dem Wert dieses Briefwechsels keinen Abbruch; wir geben ihm den Wunsch mit auf den Weg, dass er in die Hände recht vieler Frauen und Männer gelange, damit sie die Ruhe und die innere Vertiefung erfahren, die davon ausströmen. J. Merz.

Tiefgründige Bücher, in denen das Erlebnis des Krieges sich auswirkt, legen uns *Helene Christaller* und *Ruth Waldstetter* auf den Tisch. Die Namen dieser beiden Schriftstellerinnen genügen, um die Aufmerksamkeit auf die Neuerscheinungen hinzulenken. Unter dem Titel „**Die Liebe und der Tod**“ (Verlag Ernst Waldmann, Zürich. Preis Fr. 7. 50) bietet *Helene Christaller* einen Novellenkranz, der aus der Stimmung entstanden ist, die sie zu Beginn ihres Buches selbst schildert: „Es gibt Zeiten grossen Geschehens, in denen der Mensch den Boden unter seinen Füßen verliert, den Boden, auf dem es so lieblich war, Hütten zu bauen und Nahrung zu pflanzen, den Boden, auf dem der friedliche

Bürger gedeiht, die gesunde Familie, der behagliche Wohlstand und das Idyll. Dafür bricht eine Ewigkeit erdrückend herein. Vergangenheit wird zur harten Anklägerin, Zukunft erscheint in blutige Trauerschleier gehüllt, Gegenwart peitscht zu unerhörter Aktivität auf oder legt erstaunendes Warten auf die Menschen.“

Ruth Waldstetter geht in ihrem jüngsten Werk: „**Der unnütze Mensch**“, Erzählungen (Verlag A. Francke, Bern, Preis gebunden Fr. 6) wiederum neue eigene Wege, indem sie den Kampf zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt zum Vorwurf nimmt. Hinter der Welt des Augenscheins steht die Welt des Geistes. Immer war es die Mission des Künstlers, in den rätselvollen Begebenheiten der sichtbaren das Gesetz der unsichtbaren Welt aufleuchten zu lassen. Der heutige Mensch sehnt sich nach einer höheren Deutung des Daseins. Im vorliegenden Bande hat Ruth Waldstetter mit einer Tiefe und Bewusstheit des seelischen Empfindens und einer dichterischen Gestaltungskraft, wie sie wenigen Schriftstellern verliehen ist, den Alltag zum grossen geistigen Erlebnis geprägt.

Bücher für die Jugend stehen uns reichlich zu Gebote. Der Verlag *Ernst Waldmann*, Zürich, hat das Mitverlagsrecht sämtlicher **Spyri-Bücher** für die Schweiz erworben und lässt den letztjährigen Ausgaben von „Heidi“ und „Gritli“ nun zwei besonders beliebte Bücher von Johanna Spyri folgen: „**Heimatlos**“ und „**Onkel Titus**“ (Preis je Fr. 7). Diesen Bänden schliesst sich eine Neuauflage eines der wenigen bekannten Spyri-Werke an: „**Ein Blatt auf Veronis Grab**“ und andere Erzählungen (Preis Fr. 6. 50). — Es sind das alles Bücher, die schon zu den besten Freunden in Mutters Jugendzeit gehörten, darum werden sie die Mütter auch ganz besonders gern in die Hände ihrer Kinder legen; „Ein Blatt auf Veronis Grab“ ist der reifen Jugend zgedacht. Als treffliche Bücher für die Schuljugend empfehlen wir: *Robert Schedlers* Erzählung aus der Urschweiz, „**Der Schmied von Göschenen**“, mit Federzeichnungen von Theodor Barth. Das Buch zeigt sich in seiner hübschen Ausstattung *sehr preiswürdig* (Verlag von Helbing und Lichtenhahn, Basel, Preis Fr. 5. 50). Die neue Sammlung von Volks- und Jugendschriften, die bei Brockhaus in Leipzig unter dem Namen „**Reisen und Abenteuer**“ erscheint, ist um einen wertvollen Band bereichert worden. *Stanleys* hochinteressantes Werk „**Wie ich Livingstone fand**“, gliedert sich ihr an (Preis gebunden 12 Mark).

Für die Kleinen und Kleinsten hat sich eine prächtige Sammlung neuer Nürnberger Bilderbücher eingestellt (Nürnberger Bilderbücherverlag, Gerhard Stalling, Oldenburg), Phantasie und Humor kommen in köstlich originellen Bildern und guten Versen zum Ausdruck. Für jeden Geschmack lässt sich da etwas finden.



Asthma- und Brustkranke

(nicht tuberkulöser Natur)

die in der jetzigen Jahreszeit besonders stark leiden, finden im

Kurhaus Sonn-Matt

Heilung oder Erleichterung ihrer Beschwerden mit Hilfe der

Trockengas - Inhalation

System Prof. Dr. Sigm. von Kapff

Broschüren zur Verfügung

302 a

Kinder-Sanatorium

Davos

Davos

Aufnahme von **minderbemittelten, tuberkulösen und gefährdeten** Mädchen und Knaben von 4 Jahren an. — Kuren gegen alle Arten **Tuberkulose, Tbc.-Disposition, Magendarmstörungen.**

Speziell ausgebildete Krankenschwestern. — Kindergärtnerin. — Gute Verpflegung. — Liebevolle Behandlung. 344

Leitender Arzt: **Dr. med. R. Wolfer**, Spezialarzt für innere Krankheiten.

Auskunft erteilt

Der Besitzer: **Paul Frei-Bolt.**

Kauft Schweizerstahlspäne!

Eine Schweizerindustrie, welche für die Deckung des ganzen Landesbedarfes eingerichtet ist, soll erwürgt werden. Die deutsche Konkurrenz überschwemmt unser Land mit teilweise **minderwertiger** Ware. Sie unterbietet die **Gestehungskosten** der guten Schweizerfabrikate. Der hohe Stand unserer Währung ermöglicht ihr das.

Der **Konsument** aber bezahlt diese deutsche Ware nicht oder nur unwesentlich billiger, als die bewährten Schweizermarken. Die deutschen Agenten und die **unschweizerisch** handelnden **Importfirmen** leiten diesen Valutasegen in **ihre** Taschen. Die schweizerischen Fabriken aber müssen ihre Betriebe einschränken und die Arbeiter brotlos werden.

Wir **bitten alle Klassen** der Bevölkerung, uns in diesem Kampfe um die Existenz zu unterstützen. Verlangt überall ausdrücklich **Schweizerfabrikat**, das ihr neben den bekannten Marken an diesem Aufdrucke erkennen könnt. (P 2521 Gl) 345

Verband schweiz. Stahlspänefabriken.



Bl. 620 g

Wernle's Putzpulver

**Kupferputz, Messerputz, Silberputz,
Aluminiumputz, Emailputz
sind unübertroffen!**

Sie reinigen chem.-mechanisch und erzeugen
Hochglanz ohne anzugreifen.

Jedes Paket 50 Cts. Ueberall erhältlich.
A.-G. vormals

Drogerie Wernle & Co., Zürich
Chem.-techn. Laboratorium

Voll-Ei



Ovosicc

das Ei 341

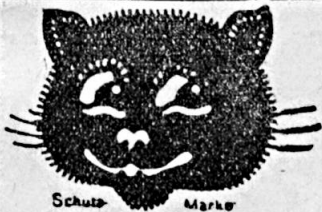
zu 15 Rappen

H. Weilenmann & Cie. A.-G.
Teigwarenfabrik, Zürich

Locher & Co.'s
„Pfeilmärke“
ergibt den besten

Milchkaffee.

Abonnemente auf das „Zentralblatt“
nimmt entgegen die
Buchdruckerei Böhler & Co., Bern



Schutz-Mark

Bei **Blutarmut,
Bleichsucht,
allgem. Schwäche,**
für **Rekonvaleszenten**
ist das beste Stärkungsmittel

Vin „Katz“ Pepto-quinoferrugineux

Frl. Dr. med. H. P. in B.: „Ich habe die Freude zu konstatieren,
dass in den vielen Fällen, in denen ich Vin Katz verschrieben
habe, ich meistens einen frappanten Erfolg erzielt habe.
Die Patienten fühlen sich wohl dabei, sie sagen, ihr Appetit
sei gebessert, sie fühlen sich mutiger. Ich bin mit Vin Katz
sehr zufrieden.“

304

Wenn's draussen kalt ist,

schmeckt eine warme, nahrhafte Suppe doppelt gut. Eine solche stellt man in kürzester Zeit aus Maggi's Suppenwürfeln her. — Ueber 30 Sorten, die jedem Geschmack Rechnung tragen.

1 Würfel für 2 Teller 20 Rp.

342

Tatsache



325

**„Piril“ ist ein Volks-
gesundungsmittel,**

weil es die beste Zahnpflege gewährleistet. Piril-Elixir sollte in keiner Familie fehlen. Sehr ausgiebig, daher billig. Total neues Verfahren. Natürl. Zahnreinigung. Glänzend begutachtet. Geruch und Geschmack herrlich, erfrischend und lange nachwirkend. Verlangen Sie „Piril-Elixir“ und beachten Sie die Schutzmarke. In Apotheken und Drogerien. Farmo A.-G., Grindelwald.

4

**Inserate im Zentralblatt
haben grössten Erfolg!**

Gallensteine

beseitigt gefahr- u.
schmerzlos

Bede-Cur

Generaldepot:

Central-Apotheke

W. Volz, Bern

Zeitlocken 310

Erhältlich in
Apotheken

Schweizerischer

Notiz-Kalender

1921

Äusserst praktisches Taschen-
Notizbuch für jede Hausfrau
Preis in Leinwand nur Fr. 2.—

Zu haben bei der Expedition
dieses Blattes und in allen Buch-
handlungen.

Landaufenthalt für Kinder im Kinderheim der Geschw. Bopp Herliberg am Zürichsee

Herrlich sonnig gelegen

Aufnahme von Kindern jeden Alters. Individuelle Behandlung und Pflege zugesichert. Gelegenheit zum Unterricht in allen Fächern, auch Gesang, Musik und harmonische Gymnastik. Französische und englische Konversation. Prospekt. 317

Unsere Hausfrauen

sind schon längst von den Vorteilen überzeugt, die ihnen durch ihre Einkäufe im „Merkur“ geboten werden; denn die Erfahrung hat sie gelehrt, dass sie hier stets frische Ware zu billigsten Tagespreisen finden.

„Merkur“

ist das **grösste** schweizerische Spezialhaus für **Kaffee, Tee, Chocoladen, Biscuits, Confiserie, Confitüren** und **Konserven**.

Postsendungen besorgen **alle Filialen**, sowie das **Zentralbureau in Bern, Laupenstrasse 8** 318

Beinleiden

Offene Beine, Krampfadern, Beingeschwüre, entzündete und schmerzhaftige Wunden usw. heilt rasch und sicher JH 3940 Lz

„Siwalin“

Heilt ohne Bettruhe, ohne Aussetzen der Arbeit und benimmt sofort Hitze und Schmerzen. — 1 Schachtel Fr. 2.50. Bestes Mittel der Gegenwart. Dr. Franz Sidler, Willisau. Umgeh. Postversand.

Von

Sapolioseife

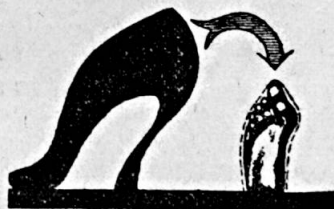
ist nach langem Unterbruch endlich wieder eine Sendung eingetroffen. Sapolio ist anerkannt die beste Seife zum Reinigen von Küchengeschirr, Badewannen usw., entfernt auch Tintenflecken.

Alleinverkauf für die ganze Schweiz

Lebensmittel A.-G. Bern

vorm. Joh. Sommer & Co.

Zeughausgasse 31 und Filialen



Die Armen

Füsse müssen in den heutigen Modeschuhen krank werden, und auch das Allgemeinbefinden muss darunter leiden. — Sie haben es aber in Ihrer Hand, Schuhe zu tragen, die viel geschmackvoller als Modeschuhe, und dabei gesund und naturgemäss sind. — Wir fabrizieren Kinder-, Damen- und Herrenschuhe. Begeisterte Empfehlungen aus aufgeklärten Kreisen. Verlangen Sie sofort unsern Gratis-Katalog. 339

Verkauf direkt an Private.

Verkaufsbureau

Olga - Schuhfabrik
Locarno-Muralto 17.

306



CITROVIN
ALS ESSIG
ÄRZTLICH EMPFOHLEN
TUOR & STAUDENMANN · Schweizer Citrovinfabrik Zofingen

OF 7222 R

ELCHINA ist für ältere Leute das beste Lebenselixir.

Es erhält die **Körperfunktionen normal**, beseitigt **Müdigkeit** und **Schwächegefühl** und ist eine **Neubelebung** für den **ganzen Körper**.

Originalfl. Fr. 3.75; sehr vorteilh. Doppelfl. Fr. 6.25 in den Apoth.

Versand von Handarbeiten

Decken, Kissen, Läufer, Serviettentaschen, Taschentücher, Sachets, Tee- und Kaffeewärmer, Kinderkleidchen und Häubchen, vorgezeichnet und angefangen auf nur prima Stoffen

Spezialität: vorgezeichnete Damenblusen

Alle Materialien: Leinenstoffe, Garne, Seide, Stickmetalle, Perlen; Bücher mit Vorlagen und Anleitung

Prompte Bedienung Mässige Preise

Wwe. Bourillot-Rummel, Davos-Dorf



Als bestes Geschenk für Kinder

offerieren wir zu bedeutend herabgesetzten Preisen frühere Jahrgänge „Illustrierte schweizerische Schülerzeitung“ (Der Kinderfreund) nach Auswahl:

1 Jahrgang:	1906, 1907, 1908, 1909, 1910, 1911, 1912, 1913, 1914, 1917, 1918	Fr. 2.50	Fr. 3.20
5 Jahrgänge:	1906, 1907, 1908, 1909, 1910, 1911, 1912, 1913, 1914, 1917, 1918	" 10.—	" 13.—
11 Jahrgänge:	1901—1914, 1917, 1918	" 17.50	" 24.—

Mögen recht viele diese günstige Gelegenheit benützen!

Verlag der Buchdruckerei Bähler & Co., Bern.

Die zweite Ziehung der

LOSE

à Fr. 1 der Kirchenbau-Lotterie Laufen steht bevor. Wer grosse Barsummen von Fr. 10,000 usw. gewinnen möchte, versuche jetzt das Glück und bestelle bevor ausverkauft.

Fr. 100,000 Treffer in bar.

Auf 15 Lose 1 Gratislos. 331

Versand geg. Nachnahme durch die **Los-Zentrale, Bern**
Passage v. Werdt Nr. 29.

Reese
Backwunder
das echte
Sicherheits-Backpulver
Prakt. Gratis-Rezepte

Den Nährwert des Weissen eines Hühnerei's

um 6 Rappen (J H 7753 B)

256

erhalten Sie beim Gebrauch des

Milcheiweiss Ovolactal

In Lebensmittelhandlungen käuflich

Ovolactal A.-G., Ostermundigen - Bern